

Reflexivität als Denkmodell und Perspektive in den Sozialwissenschaften

Resch, Christine

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Resch, C. (2014). Reflexivität als Denkmodell und Perspektive in den Sozialwissenschaften. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 34(132), 75-89. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-52503-9>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Christine Resch

Reflexivität als Denkmodell und Perspektive in den Sozialwissenschaften

Reflexivität wird nicht nur in den Wissenschaften beinahe inflationär verwendet. Reflexion und Reflexivität haben in den handlungs- und berufsfeldbezogenen Sozialwissenschaften Konjunktur. Selbst Experten,¹ die verdinglichende Klassifikations- und institutionalisierte Interventionsmethoden ausarbeiten, legen Wert darauf, diese reflexiv zu validieren oder zu relativieren. Und auch in der kulturindustriellen Öffentlichkeit dominieren reflexive Schleifen. Kulturindustrie ist selbst reflexiv geworden. Die Frage „Mr. Hitchcock, wie haben Sie das gemacht?“ braucht nicht mehr gestellt werden. Kaum ein Blockbuster, der nicht von „The Making of...“ flankiert wird. Diese Dokumentationen informieren, dass die Direktion weder Mühen noch Kosten gescheut hat. Da wird niemand manipuliert, vielmehr bekommt man genau vorgeführt, wie man geködert wird. Daher gilt es, „affirmative“ und „kritische“ Reflexivität zu unterscheiden.² Aus einer befreiungstheoretischen Perspektive heißt (kritische) Reflexivität die Analyse der herrschaftlichen Verfasstheit aller Interaktionen, Situationen, Institutionen bis hin zu zentralen Vergesellschaftungsformen einer Produktionsweise. Reflexivität bedeutet, anspruchsvoll und bescheiden zugleich, eine Möglichkeit, sich an Wahrheit anzunähern. Eine (moralische) Bewertung der Zustände findet allenfalls höchst vermittelt statt: als Erkenntnis der herrschaftlichen (und widerständigen) Aspekte, die sich in den jeweiligen Gegenständen manifestieren. Reflexivität kann „nur“ das Denken zum Tanzen bringen, nicht die Welt verändern.

1 In diesem Artikel benutze ich das generische Maskulinum und das generische Femininum, verzichte aber darauf, jedes Subjekt zu „gendern“.

2 Zu den Unterschieden zwischen „affirmativer“ und „kritischer“ Reflexivität vgl. genauer Resch/Steinert 2003. Im engen Sinn auf die Theorie Sozialer Arbeit bezogen, und wie (selbst-)kritisch sie sei, vgl. die Hefte 108 und 125 der Widersprüche.

Bezogen auf „Reflexivität“ sind in den Sozialwissenschaften drei etablierte Bestimmungen relevant, die im ersten Abschnitt, der eine Begriffsbestimmung zum Gegenstand hat, kurz umrissen werden. Mit der in der Tradition der Aufklärung stehenden Beschreibung von Reflexivität als kritisch-analytischer Perspektive schließt dieser Teil. Im zweiten Abschnitt „Reflexivität und Verstehen“ gebe ich mich in die Niederungen der empirischen Forschung und beschäftige mich mit der Frage, wie wissenschaftliches Verstehen möglich ist.

Reflexivität: etwas Begriffsbestimmung

Als Sozialwissenschaftlerinnen produzieren wir nicht exklusiv Wissen über die Gesellschaft oder das Soziale. Vielmehr geschieht das in Auseinandersetzung und Abgrenzung von anderen Wissensformen: zu unserem *alltäglichen (Erfahrungs-)Wissen*, zum *Expertenwissen*, von dem unser Alltag ebenso umstellt ist wie er mit *kulturindustriellem Wissen* überhäuft wird.

Als Sozialwissenschaftler haben wir auch keinen exklusiven Gegenstand, einerseits weil wir alles untersuchen können, andererseits weil sich auch andere Wissenschaften für das interessieren, womit wir uns beschäftigen. Daher greife ich einen Vorschlag von Heinz Steinert auf: Sozialwissenschaften zeichnet nicht ein bestimmter Gegenstand aus, sondern eine Perspektive und die bestimmt er als „Reflexivität“.³

Was heißt das aber genau? Wie bei vielen, um nicht zu sagen allen Begriffen, hat man zunächst das Problem, ihre Verwendungen klären zu müssen. Auch wir als Wissenschaftler haben nur die herrschende Sprache⁴ zur Verfügung und daher eine, die selbstverständliche Bedeutungen mittransportiert, die sich allerdings historisch verändern oder in verschiedenen Kontexten unterschiedlich konnotiert sein können.⁵ Wie angekündigt, sollen einige etablierte Verwendungen von „Reflexivität“ im Folgenden skizziert werden.

3 Vgl. dazu und zu den anderen Wissensformen Steinert 1999.

4 Wer (wie ich) das Denken nicht zuletzt von Adorno gelernt hat, kennt die Arbeit an Begriffen, die allen Studien und Reflexionen vorausgesetzt ist.

5 Es wäre durchaus ein lohnendes Forschungsvorhaben, die verschiedenen Bedeutungen von Reflexivität in den verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen umfassend aufzuarbeiten. Zu verschiedenen Konzepten von Reflexivität und Eigensinn und unter der Frage nach Optionen, die sich für die Praxis von Sozialer Arbeit und für die Forschung über sie aus diesen Verhältnisbestimmungen ergeben können vgl. May 2013; zu Reflexion als Vehikel, mit dem Polizisten und Sozialarbeiterinnen

Reflexivität als Steuerung des Handelns

„Reflexivität“, wie der Begriff in Handlungstheorien häufig gebraucht wird, bedeutet Steuerung durch Selbst- und Rückbezüglichkeit auf disziplinäre Wissensbestände und Eigenlogiken von Institutionen und Organisationen. Reflexivität zeigt sich in der Fähigkeit, die möglichen Folgen des eigenen Handelns vorwegzunehmen und dieses Handeln gleich oder es wenigstens beim nächsten Mal, wenn entsprechende Bedingungen vorhanden sind, zu modifizieren. In dieser „affirmativen Reflexivität“ wird das Handeln optimiert und an die sozialen Anforderungen angepasst. In diesem Sinn ist alles soziale Handeln „reflexiv“. Der Begriff ist also mit dem verbunden, den wir im Alltag gebrauchen: „Reflektiere das doch einmal!“

In den soziologischen Handlungstheorien ist dieser Begriff dominant. An den Arbeiten von Ulrich Beck, um nur ein prominentes Beispiel zu nennen, kann man sich diese Bedeutung veranschaulichen. In der zusammen mit Anthony Giddens und Scott Lash (1996) betriebenen Gesellschaftsdiagnostik bezeichnen sie die gegenwärtige Phase als „zweite Moderne“ oder „reflexive Modernisierung“ und verhandeln auch kleinere und größere Unterschiede, was „Reflexivität“ denn nun genau bezeichnet.

Reflexivität als Analyse der wissenschaftlichen Produktionsbedingungen

In einer zweiten Verwendung geht es in der Wissenschaft darum, die eigenen institutionellen Voraussetzungen mitzudenken, sie zu „reflektieren“. Bourdieu ist dafür ein eindrucksvolles Beispiel, weil er das wissenschaftliche Wissen, das er produziert, konsequent auf die Logiken der Institution Wissenschaft bezieht (Stichwort: homo academicus⁶), die vorstrukturiert, was und wie etwas gesagt wird. In Forschungsprojekten geschieht derartige Rückbezüglichkeit routiniert, wenn die Forschungsfrage entwickelt wird, indem über den „Stand der Forschung“ zu einem bestimmten Thema Auskunft gegeben und das eigene Vorhaben begründet wird.

Für die Sozialpädagogik hat Dollinger (2008) eine Monographie zu diesem Thema vorgelegt. Er beansprucht, zu einer „Selbstvergewisserung der Sozialpädagogik“ eine Grundlagenarbeit beizutragen. (Dollinger 2008: 12) Die dazu nötigen

der „einfachen“ Hand- und Fußarbeit auf der Straße zu entkommen versuchen und hochqualifizierte und -bezahlte Beratungsjobs anstreben vgl. Behr/Hess 2002.

6 Um sich die Bourdieusche Konzeption zu vergegenwärtigen, vgl. Bourdieu 1993.

Anstrengungen „zielen auf die Frage, wie Sozialpädagogik als solche möglich wird und als Erfahrungs- und Interpretationsmuster kommuniziert werden kann“ (12f.). Oder anders formuliert, wie ist Wissen beschaffen, das es ermöglicht, dass ein Sozialpädagoge als Sozialpädagoge sprechen kann und das als legitim verstanden wird? Dollinger erläutert sein Vorgehen in Rekurs auf Bourdieu: den Akt der Objektivierung zu objektivieren (27).

Die Iteration dieser Form der Selbstvergewisserung hat zur Konsequenz, dass es keine gesellschaftliche Wirklichkeit mehr gibt, auf die man sich (wie kompliziert auch immer) beziehen kann, sondern nur noch auf nach wissenschaftlichen Regeln vollzogene Objektivierungen, die permanent als solche kenntlich gemacht werden müssten. An einem Beispiel will ich das kurz illustrieren. Dollinger geht davon aus, dass die Sozialpädagogik auf Zeitdiagnosen wie „reflexive Moderne“ oder „Wissensgesellschaft“ angewiesen sei, obwohl sie partikulare Weltansichten stützten, die sich zur dominierenden Erfahrung von Gegenwart entwickeln könnten (232). Eine reflexive Sozialpädagogik, wie sie Dollinger anstrebt, könne solche Diagnosen nicht kritisieren, sondern höchstens ihre prekäre Diskursfunktion explizieren (233). Dollinger legt nahe, dass eine reflexive Sozialpädagogik solche Diagnosen weiterhin als Modell übernimmt, aber permanent auf die partikularen Interessen hinweist, die sie implizieren. Dazu ist sie aufgefordert, ebenso permanent ihre eigene Verortung in diesem Modell zu kommunizieren. So entstehen schier endlose selbstreferentielle Schleifen. Reflexivität wird dann in der Tat zum „aparten Verkaufs-Gag“, was Dollinger nur bezogen auf „narzisstische Reflexivität“, nicht aber für sein Denkmodell als Gefahr erwähnt.

Reflexivität als Analyse des methodischen Vorgehens

Bei der Konzeption und Durchführung von empirischen Studien hat „Reflexivität“ den Status eines Zauberwortes. Fragen nach möglichen „verzerrenden“ Einflüssen durch die Forscherinnen, dadurch hervorgerufene „Fehler“ und wie sie vermieden werden können, gehören zum Handwerkszeug. Solche Überlegungen sind einerseits notwendig und implizieren andererseits, man könne Methoden so weit perfektionieren, dass sich die Forscherinnen neutralisieren lassen und so doch ein „direkter“ Zugang zur gesellschaftlichen Wirklichkeit möglich wird. Solche normativen Überlegungen sind auch der Grund, weshalb viele Methodenbücher so einschüchternd wirken – in der Praxis gelingt das nämlich nie. Das hat nichts damit zu tun, dass die Interviewer oder Beobachterinnen nicht „gut“ genug sind, sondern vielmehr damit, dass sie Teil der Gesellschaft und damit des Gegenstands sind, über den sie forschen. Dazu später mehr.

In einer anderen Variante, besonders bei *hochreflexiven qualitativen* Verfahren, wird die Analyse, wie die Interviewerinnen am Gesprächsverlauf beteiligt sind, so dominant, dass über das Thema und Forschungsinteresse eigentlich keine Aussagen mehr gemacht können. Für den Bereich der *Methodenforschung* sind solche Analysen auch notwendig, aber Vorsicht ist trotzdem geboten: Das sind häufig in sich kreisende Diskussionen. Statt alles zu relativieren, können und sollten wir Beziehungen analysieren: Erst wenn wir Relationen untersuchen, erlaubt das sinnvolle Rückschlüsse auf das Soziale, auf vergesellschaftete Subjekte, die nicht als Monaden existieren.

„Reflexivität“ als sozialwissenschaftliche *Perspektive*, die ich hier abschließend darstelle, meint im Unterschied zu den bisher genannten Formen einen viel umfassenderen Sachverhalt, nämlich:

Reflexivität als Analyse der Bedingungen der Möglichkeit einer Erscheinung

Reflexivität in der Bedeutung von „Analyse der Bedingungen der Möglichkeit einer Erscheinung“ stammt aus der Erkenntnistheorie. Kant hat analysiert, dass wir das „Ding an sich“ nicht erkennen, sondern immer nur gebrochen durch unsere Wahrnehmungs- und Denkmöglichkeiten Aussagen darüber machen können. „Kritik“ in der Tradition der deutschen Aufklärung heißt daher die Analyse der „Bedingung der Möglichkeit einer *Erscheinung*“. Es geht, krude übersetzt, immer „nur“ darum, wie wir etwas wahrnehmen, wie es uns erscheint, nicht wie etwas wirklich ist.⁷ Für Kant, einen Idealisten, ist die Analyse der Bedingungen der Möglichkeit eine Frage eines „intakten“ Bewusstseins. Erst mit Marx und Freud kommt eine Sozialdimension zu diesem Typus von Analyse dazu: soziale Beziehungen beeinflussen das Denken, das dazu historisch bestimmt ist – daher die Analysen von Ideologien als *notwendig* falsches Bewusstsein (Marx) oder die Analyse von „(Gegen-)Übertragungen“ (Freud) als *unbewusste* Zutaten in Interaktionen.

„Kritik“ bedeutet in dieser Tradition also nicht Nörgeln oder Aufsässigkeit oder Ähnliches, sondern eine Form von Analyse, die das erkennende Subjekt einbezieht. Wissenschaftliche Kritik ist auch nicht identisch mit moralischen Empörungen

7 Dass es keinen direkten Zugriff auf die Wirklichkeit gibt, impliziert nicht notwendig Relativismus. Die „Wahrheit“, die wir nicht erkennen, der wir uns aber annähern können, besteht soziologisch in der Reflexion auf das Verhältnis von Wahrnehmung und der sozialen Position (mit den dazugehörigen Erfahrungen und Interessen), die der Wahrnehmende einnimmt.

über Ungerechtigkeiten, wie wir sie von sozialen Bewegungen kennen. In einem Buchtitel wie „Kritik der reinen Vernunft“ drückt sich keine Unzufriedenheit darüber aus, wie die „reine Vernunft“ beschaffen ist, sondern der Versuch, zu verstehen, wie sie möglich ist. Analoges gilt für die „Kritik der politischen Ökonomie“. Marx artikuliert darin nicht, dass ihm die kapitalistische Produktionsweise nicht gefällt oder sie ungerecht sei. Er beschäftigt sich vielmehr mit den Bedingungen ihrer Möglichkeit: Kritik = Analyse = Reflexivität.⁸

Wie leicht zu sehen ist, enthält diese Begriffsbestimmung keinerlei normative Implikationen. Es geht nicht darum, einen Gegenstand und wie er sich gesellschaftlich und historisch „zugerichtet“ darstellt, an einem vermeintlich „besseren“ Zuschnitt zu messen, sondern ihn in genau der vorgefundenen Form zu verstehen. Ein kritisch-reflexives Vorgehen entwirft keine bessere Welt und bewertet den Zustand auch nicht mit normativen Maßstäben. Eine reflexive Analyse ist aber wachsam gegenüber der herrschaftlichen Konstitution aller Gegenstände. Alle bisherigen Gesellschaften sind herrschaftlich geprägt. Reflexivität in einer befreiungstheoretischen Perspektive heißt daher, die Momente von Herrschaft zu identifizieren und zu analysieren, die in einzelnen Situationen über verschiedene Institutionen bis zur Produktionsweise wirksam werden. *Reflexivität als sozialwissenschaftliche Perspektive bedeutet daher die Frage nach der herrschaftlichen Bedingtheit aller Erscheinungen.*

Soweit die abstrakte und theoretische Bestimmung von „Reflexivität“. Wie aber lässt sich das für die konkrete Arbeit übersetzen, die darauf gerichtet ist, einzelne Erscheinungen zu verstehen?

Reflexivität und Verstehen: die Analyse des Arbeitsbündnisses

Im engeren Sinn soll hier ein selbstreflexives Verständnis von Methoden beschrieben werden, das Verstehen (von Materialien aller Art) ermöglicht. Irgendeinem Methodenfetischismus soll dabei nicht das Wort geredet werden. Welches methodische Vorgehen angebracht ist, hängt von der Fragestellung ab. Forschungsprojekte von methodischen Vorlieben her zu denken, ist Unfug. *Wie* etwas untersucht wird, ergibt sich aus der theoretisch entwickelten Fragestellung. Als zentrale Unterscheidung soll hier „nur“ die zwischen (selbst-)reflexiven Vorgehensweisen und solchen, die es nicht sind, festgehalten werden.

8 Vgl. dazu genauer Cremer-Schäfer/Resch 2012, wo dieses Vorgehen zugleich am Gegenstand „kritische Erziehungswissenschaft“ konkretisiert wird, sowie Resch/Steinert 2011, wo „Kritik“ als Synonym für „Analyse“ im Einzelnen ausgeführt wird.

Wenn Intervieweinflüsse bei Fragebogen-Untersuchungen eliminiert werden sollen, wenn bei qualitativen Interviews entschieden werden soll, ob die Befragten wohl die Wahrheit sagen, wenn ein Protokoll als Abbild einer „wirklichen Wirklichkeit“ verstanden wird, indiziert das ein naturalistisches Missverständnis. Wenn dagegen nach den Selbstverständlichkeiten, den Situationen und Interaktionen, den Kontexten und Interessen gefragt wird, die den Text (in einem weiten Sinn – das können auch Bilder, Tabellen, Filme usw. sein) in der vorliegenden Form hervorgebracht haben und sinnvoll machen, weist das auf ein reflexives Vorgehen hin.

Reflexivität trägt der theoretischen Überlegung Rechnung, dass Gesellschaft nicht die Summe von Individuen ist. In der Forschung werden daher auch nicht „persönliche Meinungen“ oder nur Subjektives erhoben. Wir haben es vielmehr mit interessierten (Selbst-)Darstellungen in Situationen und vorstrukturierten Kontexten zu tun. Handlungen sind immer situiert, das handelnde Subjekt ist immer als gesellschaftlich geformtes zu denken. An „Wahrheit“ als Fluchtpunkt von wissenschaftlichen Anstrengungen festzuhalten setzt voraus, dass – siehe Kant – das erkennende Subjekt in Beziehung zum Gegenstand gesetzt wird, der „an sich“ nicht erkennbar ist. Wie er verstanden wird, hängt von der Perspektive ab, die auf ihn eingenommen wird, die daher notwendig Teil der Erkenntnis ist. Wir nähern uns der Wahrheit, wenn es gelingt, möglichst viele Perspektiven einzubeziehen. Die Analyse des Arbeitsbündnisses ist *ein* Vorschlag,⁹ um (selbst-)reflexive Interpretationen anzuleiten und anhand von Aufmerksamkeitsregeln einzuüben.

Wenn ich Analysen der Arbeitsbündnisse als selbstreflexives Verfahren favorisiere, dann um die Situation und Interaktion zwischen dem „Material“ (welches immer das ist) und den Interpretinnen zum Gegenstand zu machen. Wir als Experten in einem sozialen Feld oder als Forscherinnen sind nicht nur Teil der Institution Wissenschaft oder der Sozialen Arbeit, sondern auch Teil der Gesellschaft und teilen daher Selbstverständlichkeiten, sind in Konflikte eingebunden, haben aufgrund unserer sozialen Position spezifische Erfahrungen und Interessen usw. Wir haben keine Möglichkeit, Gesellschaft vom Feldherrnhügel aus neutral zu beobachten, sondern sind in unserer jeweiligen sozialen Position in die Fragen und Themen involviert, die wir erforschen oder verstehen wollen. Welcher Aspekt unserer sozialen Position dabei relevant wird, hängt von den Themen ab: ob

9 Mit welchem Begriff genau selbstreflexive Vorgehensweisen und Interpretationen belegt werden, hat mit Traditionen zu tun, in die sich die Forscherinnen einordnen und auch, worauf der Akzent gelegt wird. Welcher Begriff verwendet wird, scheint mir nachrangig gegenüber der Frage, ob es sich um ein selbstreflexives Vorgehen handelt oder um Versuche, rechthaberisch die objektive Wahrheit zu behaupten.

Geschlechts-, Alters- oder Klassenzugehörigkeit zur relevanten Dimension wird, eine Verpflichtung gegenüber Verwaltungen oder Klientinnen dominant ist, ist immer erst herauszufinden. Wenn wir Filme interpretieren, ist darauf ebenso zu achten wie bei der Interpretation von Interviews oder in Supervisionen von beruflichen Erfahrungen.

Der Forscher, die Interviewerin, der Interpret ist daher nicht eine „Fehlerquelle“ bei der Erhebung und Auswertung von Daten, der Analyse von Konflikten oder was auch sonst immer, sondern das erkennende Subjekt. Wir verstehen nicht, indem wir uns selbst möglichst neutralisieren, sondern indem wir unser ganzes Wissen mobilisieren. Für Interpretationen bedeutet das die Analyse, mit welcher Situation und Interaktion wir es zu tun haben, zur Ausgangsfrage zu machen und das Beobachtete und Gesprochene in diesen Kontext einzuordnen: als Inhalte, die sich in einem bestimmten Kontext realisiert haben und in diesem sinnvoll sind. Mit der Arbeitsbündnis-Analyse lässt sich das bewerkstelligen.

Arbeitsbündnis: ein Begriff aus der Psychoanalyse

Man muss die Dinge nicht immer alle neu erfinden, sondern kann an Traditionen anschließen. Der Begriff „Arbeitsbündnis“ stammt aus der Psychoanalyse. Die psychoanalytische Selbsterforschung setzt ein Setting voraus, in dem beide Beteiligte Verpflichtungen eingehen. Die inzwischen sprichwörtliche Couch enthält ein Bild dieses Arrangements, das auf Regeln aufbaut. In Vergessenheit gerät dabei, dass dieses Setting alles andere als eine selbstverständliche Einrichtung ist. „Freie Assoziation“ des Klienten und „gleichbleibende Aufmerksamkeit“ des Arztes bilden die institutionalisierte Grundlage der Selbstdarstellungen, die vorausgesetzt ist, damit Verstehen statt diagnostischem Erklären praktiziert werden kann. Die Pointe besteht darin, dass diese Regeln dazu dienen, Verdinglichungen zu vermeiden (statt zu forcieren). Sie sind keineswegs mit Normen zu verwechseln, durch die Interaktionen in Organisationen gerahmt werden und deren Verletzungen entsprechend sanktioniert werden (können).

Insgesamt geht es beim psychoanalytischen Arbeitsbündnis um eine reglementierte Inszenierung eines Rahmens, der Vertrauen im geschützten Raum auf Dauer stellen soll. Arzt und Klientin verpflichten sich auf Handlungsabstinenz als Basis von Reflexivität. „Übertragung“ und „Gegenübertragung“ sind die Instrumente der psychoanalytischen Erkenntnis. Die „Gegenübertragung“ wird zur Grundlage allen Verstehens. Im therapeutischen Kontext und außerhalb kann mit Übertragung/Gegenübertragung alles zusammengefasst werden, was nicht unmittelbar aus der Situation erklärt werden kann, sondern aus vergangenen Erfahrungen

mitgebracht wird. Übertragungen und Gegenübertragungen finden nicht nur in der Therapie statt, sondern in allen Beziehungen.

Das Modell des Arbeitsbündnisses ist verallgemeinert eine Anleitung zur reflexiven Deutung aller Situationen. Die zentrale Annahme ist, dass auf das, was einer Person angetragen wird, mit komplementären Haltungen, Handlungen und Gefühlen reagiert wird. An einigen wenigen Beispielen will ich das veranschaulichen. Auf einen Angriff reagieren die meisten Personen mit einem Gegenangriff oder mit einer Verteidigung, oder indem sie sich an jemanden wenden, der sie beschützt, nicht aber mit einer Liebeserklärung. Wenn Zuschauer einen Action-Film sehen, verspüren sie kaum den Impuls, in ihre Teetasse zu heulen. Wenn es Letzteres ist, was sie gerade wollen, werden sie sich für eine Liebesschnulze von Rosamunde Pilcher entscheiden.

In Alltagssituationen, auf die sich die eben genannten Beispiele beziehen, handeln wir einfach. Wir verfügen über eine ganze Menge von (impliziten) Techniken, um Situationen herzustellen und sie so zu interpretieren, dass sie unseren Erwartungen entsprechen. Missverständnisse werden oft genug gar nicht bemerkt, wenn doch, gibt es Auseinandersetzungen darüber, wie etwas wirklich gemeint war. Auffällig werden dagegen die Fälle, wenn etwa jemand *jede* Situation als persönlichen Angriff oder Konkurrenz versteht. Auch das ist mit dem psychoanalytischen Begriff der „Übertragung“ beschrieben: Wir neigen dazu, Erfahrungen, die wir gemacht haben, auf andere Situationen zu übertragen und sie uns dadurch verständlich zu machen und in den anderen die vertrauten Reaktionen zu provozieren. Das geschieht in aller Regel unreflektiert, zu Reflexionen veranlasst werden wir bei den schon erwähnten Missverständnissen und wenn unsere vertrauten Muster nicht greifen, wenn wir in neue Situationen kommen und uns erst zurechtfinden müssen.

Unsere eigenen Reaktionen sind der Ausgangspunkt, um zu verstehen, mit welcher Situation und Interaktion wir es zu tun haben. Von der Psychoanalyse kann man auch lernen, dass *Regelverletzungen* zum wichtigen Erkenntnisinstrument werden. Die Klienten sind nicht pünktlich, halten sich aber vor allen Dingen nicht an die Regel der „freien Assoziation“. Solche „Störungen“ des Arbeitsbündnisses geben Hinweise auf Übertragungen. In der Interviewsituation entspricht dem zum Beispiel, wenn der Interviewte auf Fragen nicht antwortet, sondern ausweicht, aber auch wenn die Interviewerin etwa die Aussagen ihres Gesprächspartners kommentiert oder gar bewertet. Deshalb wird, um es zu wiederholen, das Interview nicht „falsch“, vielmehr können solche Abweichungen vom geplanten Verlauf Schlüsselstellen sein, die es erleichtern, das Arbeitsbündnis zu identifizieren.

In der wissenschaftlichen Forschung bis hin zu Supervisionen von beruflichen Tätigkeiten ist das Unbewusste im psychoanalytischen Sinn meistens nicht unser

Thema. Dazu kommt, dass die meisten von uns keine ausgebildeten Psychoanalytiker sind. Wir können uns bei der Analyse des Arbeitsbündnisses darauf bescheiden, das *gesellschaftlich Selbstverständliche* explizit zu machen. Das Selbstverständliche zeichnet aus, dass es nicht ausgesprochen wird und werden muss. Aber erst wenn wir benennen können, was der Situation als Selbstverständlichkeit unterlegt ist, verstehen wir ein Artefakt oder ein Ereignis, eine Situation oder eine Interaktion. Mit „kleinen“ Krisenexperimenten kann man das einfach ausprobieren: „Benehmen Sie sich beim nächsten Besuch bei sehr guten Freunden/bei Ihren Eltern wie ein höflicher Gast. Bringen Sie ein kleines Gastgeschenk mit, bitten Sie beim Essen darum, das Salz haben zu dürfen, fragen Sie, wo sich die Toilette befindet.“ Aus den Reaktionen der Freunde/Eltern, aber auch davon, wie schwer es uns fällt, in einer Alltagssituation als „Versuchsleiterin“ zu agieren, werden wir darauf aufmerksam, was die verschiedenen Sozialbeziehungen ausmacht. Die jeweils konkrete Situation verstehen wir erst, wenn die spezifischen Beziehungen in die Interpretation einbezogen werden. Wenn wir es nicht mit absichtlich inszenierten Experimenten zu tun haben, gilt es retrospektiv zu erschließen, welche Interaktionssituation dominant war.

Interpretieren

Als Leitfrage für die Interpretation gilt: Unter welchen Voraussetzungen ist ein Artefakt, eine spezifische Interaktion möglich und sinnvoll? Welches Vorwissen brauchen wir als Interpretinnen, welche Handlungen und Haltungen evoziert das Artefakt/die Interaktion in uns, welche Emotionen löst es/sie aus?

Am Beispiel von Interviews will ich das konkretisieren:

Zunächst kann man sehr grundsätzlich überlegen: wie ist es möglich, dass Interviews als Methode relativ leicht funktionieren? Was ist das Vorwissen der Befragten, wenn man sie um ein Interview bittet und was sind daher die Fantasien und Vorstellungen, die sie mobilisieren? Dass Interviews quer durch alle Bevölkerungsschichten bekannt sind, verdanken wir der Kulturindustrie, genauer der Umfrageindustrie. (Fast) jeder wurde schon mit dem Anliegen konfrontiert, per Telefoninterview Fragen zu seinen politischen Meinungen und/oder seinem Konsumverhalten zu beantworten. Dazu kommen Interviews im Fernsehen und in sonstigen Medien. Im Großen und Ganzen wissen daher alle grob, was für ein Gespräch mit „Interview“ gemeint ist. An den ersten Reaktionen wird manchmal ersichtlich, wie sehr die Medien die Erwartungen orientieren: „Kommen wir ins Fernsehen?“ wurde ein Kollege gefragt als er eine Jugendbande um eine Gruppendiskussion gebeten hat. Wenn man „nach oben“ forscht, taucht manchmal

die Frage auf, ob man das Interview autorisieren dürfe. Auch das deutet darauf hin, dass Journalismus als Kontext aufgerufen wird. Sozial „weiter unten“ sind es eher Erfahrungen mit Ämtern, Bewerbungsgespräche oder Prüfungssituationen, die mit Interviews assoziativ verknüpft sind. (Die Haltung, in die sich die interviewten Personen begeben, ist dann eine des Ausgefragt-Werdens.) Wie leicht zu sehen ist, wird dieses vorgängige Verständnis darauf zurückwirken, was und wie etwas gesagt wird.

Wir versuchen in Abgrenzung von kommerziellen Formen dagegen meistens, Wissenschaft in Anschlag zu bringen. Das reicht von „Bitte helfen Sie mir, ich brauche das für eine Seminararbeit“ bis zu Anspielungen, wie wichtig dieses Gespräch als Beitrag zum wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt sei. Wir berufen uns auf die Autorität, die Wissenschaft gesellschaftlich genießt. Und wir machen dabei strukturell ein widersprüchliches Angebot: „Es ist sehr wichtig, dass gerade Sie mit mir reden, aber selbstverständlich wird alles anonymisiert.“ Wir teilen also mit, dass es auf die konkrete Person ankommt (die wir immerhin dazu bringen wollen, uns Zeit zu schenken), sie uns aber als Individuum überhaupt nicht interessiert, sondern nur ihre Merkmalskombination in unserem Sample repräsentiert sein soll/muss.

Solche Vorüberlegungen sind wichtig, weil man dann bei der Konstruktion des Leitfadens darauf achten kann, solche möglichen Vorverständnisse zu konterkarieren. Eine Frage wie „Welche Regisseure kennen Sie?“ verstärkt ein Verständnis von Prüfung, eine Frage wie „Welche Filme haben Sie denn zuletzt gesehen?“ signalisiert eher Neugierde auf kulturelle Praktiken. Man macht als Interviewer verschiedene Gesprächsangebote, kann aber nicht allein kontrollieren, ob sich das realisiert. Wenn jemand aufgrund welcher Erfahrungen auch immer Fragen grundsätzlich als Kontroll- oder Prüfungssituationen versteht, kann man sich als Interviewerin noch so plagen. Die Übertragung wäre dann: Ich werde geprüft und verhalte mich entsprechend. Für die Interpretation ist es dann entscheidend, das in die Auswertung einzubeziehen: Was inhaltlich gesagt wird, ist „wahr“ sofern es in der Auswertung gelingt, das als Selbstdarstellung in einer Prüfungssituation darzustellen.¹⁰ Anhand der Transkription eines Gesprächs gilt dann als Leitfrage

10 Deshalb ist es wichtig, zusätzlich zu den Interviews Protokolle zu schreiben: Wie ist das Interview zustande gekommen, wie hat man sich während des Interviews und danach gefühlt, was wurde nach dem Abschalten des Tonbandgerätes noch geredet? Wo hat das Interview stattgefunden? Solche Protokolle ermöglichen es, auch Monate später den Kontext noch relativ genau zu rekonstruieren und Personen, die das Gespräch nicht selbst geführt haben, einen Eindruck zu verschaffen, wie es abge-

für die Interpretation: Wer spricht in welcher Form zu wem? Wer spricht? Welche Perspektive drückt sich in der Erzählung aus, wessen Sichtweisen, Erfahrungen und Interessen manifestieren sich im Text? Wozu will mich der Gesprächspartner bringen? Was will er erreichen? Welche Art von Selbstdarstellung dominiert? In welcher Form wird gesprochen? Mit welcher Art von Gespräch haben wir es zu tun?

In Experteninterviews etwa wird man die Befragten häufig umschmeicheln, man will sie dazu veranlassen, uns an ihrem Geheimwissen partizipieren zu lassen. Der Experte kann und wird vermutlich ein Interesse daran haben, dass das Geheimwissen auch geheim bleibt und wird daher genau überlegen, was er uns sagt. Er wird vielleicht den Helden spielen und uns imponieren wollen, seine Kompetenz ausbreiten und uns doch wissen lassen, dass wir den beschriebenen Sachverhalt nicht ganz verstehen werden können.

Ethnographische Interviews dagegen werden eher das Besondere zum Gegenstand haben: Die Dinge sind besonders kultiviert oder besonders abscheulich. Es gibt in solchen Interviews die Tendenz, von Goldschätzen zu berichten. (Das kann man sich leicht veranschaulichen, wenn man es mit Gästen vergleicht, die das erste Mal die Stadt besuchen. Man zeigt ihnen die Hotspots.) Wenn man etwas über das Alltägliche erfahren will, braucht es besondere Vorkehrungen. Leute dazu zu bringen, über ihren Alltag zu reden, ist am Schwierigsten, weil er aus selbstverständlichen Routinen besteht. In Interviews wird man daher auf genaue Beschreibungen abheben, auf Erfahrungen und Praktiken. Kann ich mir die Situation genau vorstellen: mit allen Beteiligten, den Gefühlen, die die interviewte Person dabei hatte, und den Aktivitäten und Reaktionen, mit der sie sie bewältigt hat, ist ein Merkposten für die Interviewführung, die später genaue Interpretationen ermöglicht.

Zu wem wird gesprochen? Das ist die Frage, welche Voraussetzungen die Interpreten erfüllen müssen, um den Text zu verstehen, und in welcher Rolle die Interviewerin angesprochen wurde. Ein Beispiel: In Interviews mit Unternehmensberatern wollte ich etwas über ihre *Arbeitserfahrungen* wissen (vgl. Resch 2005). Bei der Interpretation war ich zunächst enttäuscht – trotz, wie ich glaube, einer geschickten Interviewtechnik –, kaum etwas darüber erzählt bekommen zu haben. Erst als ich begriffen habe, dass die Berater in den Gesprächen auf ihre Alltagsroutinen zurückgreifen und mit mir reden als sei ich eine potentielle Kundin,

laufen ist. Für Gruppeninterpretationen enthalten Protokolle wichtige zusätzliche Informationen.

konnte ich die Interviews analysieren. *Nur als Analyse des Arbeitsbündnisses – hier „Kundengespräch“ – lassen sich die Inhalte verstehen.*

In der fertigen Interpretation muss der gesamte Text aufgehoben sein, egal ob man ein Interview von links-oben nach rechts-unten interpretiert oder von Auffälligkeiten, Irritationen, Unverständlichkeiten ausgeht. In der „Formel“, die man für ein Interview (ein Artefakt) findet, dem Arbeitsbündnis, darf man keine Passagen unterschlagen. Wenn die Formel nicht stimmig ist, kann das zweierlei bedeuten: entweder wurde die richtige noch nicht gefunden oder aber es handelt sich um ein widersprüchliches Arbeitsbündnis oder gar um verschiedene (man lernt sich während eines Interviews kennen, das kann die Gesprächssituation verändern). Jedenfalls gilt bei der Interpretation von Texten, dass der „Interaktionspartner“ (der Text) immer Recht hat. Das heißt, wir müssen unsere „Gegenübertragung“ kontrollieren und fragen, ob sich mit dem Text belegen lässt, was wir an Bedeutung erschließen. Alles andere wäre Fantasie mit Schneegestöber. Mehrere Durchgänge sind beim Interpretieren jedenfalls notwendig.

Für Verstehen im Modus der Reflexivität mögen obige Ausführungen im glücklichen Fall den Status von Klugheitsregeln haben, auf die sie aufmerksam machen. Es sich als Kompetenz anzueignen, erfordert praktisches Training. Jeder weiß es: learning by doing.

„Reflexivität als Lebensweise“¹¹

Reflexivität, einmal eingeübt, tendiert zur Lebensweise. Wer diese Kulturtechnik beherrscht, bewältigt auch den Alltag jenseits der selbstverständlichen Routinen mit dieser Form des Nachdenkens. Das fängt bei reflexiven Deutungen von „Freizeit“-Erlebnissen an, seien es nun Film-, Kunst- oder Fernseherfahrungen, und hört bei der Bewältigung von privaten und beruflichen Konflikten auf. Reziprozität (taking the role of the other) und Distanz zu den eigenen Selbstverständlichkeiten und Interessen sind die Kompetenzen, die es ermöglichen, zu verstehen. Das betrifft auch und besonders professionelles Handeln und das Nachdenken darüber, welchen Anforderungen man damit (implizit) gerecht wird und wer zu den Adressaten gehört, denen man verpflichtet ist und/oder wird. In der Wissenschaft ist das selten ausschließlich „die Wahrheit“. Auftraggeber, die Beforschten (etwa in der Aktionsforschung), Kriterien, die der eigenen Karriere zuträglich sein könnten, und Wissenschafts-

11 Auch diese Formel ist von Steinert 1999 übernommen.

verwaltung „denken mit“ und wirken auf die Wissensproduktion zurück. Für andere Felder, etwa Soziale Arbeit, könnte analog durchgespielt werden, wer außer den „Klienten“ bei der Arbeit „anwesend“ ist. Derartige Klärungen bedingen nicht notwendig, vielmehr nur in seltenen Fällen, eine grundsätzlich veränderte Praxis. Sie sind aber hilfreich, um sich den herrschenden Gegebenheiten und den damit verbundenen Zwängen nicht blind auszuliefern und die (wenigen?) Möglichkeiten zu identifizieren, wie die herrschenden Anforderungen zumindest unterlaufen werden können. Und die nicht immer erfreuliche Selbsterkenntnis, dass und wie man selbst dazu beiträgt, diese institutionellen Zwänge als das vermeintlich Notwendige zu reproduzieren, ist vielleicht auch nicht ganz unbedeutend.

Literatur

- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott 1996: Reflexive Modernisierung: Eine Kontroverse. Frankfurt a.M.
- Behr, Rafael/Hess, Henner 2002: Befreiung von der Praxis oder: das ehrene Gesetz der reflexiven Praxisflucht. In: Brüchert, Oliver/Resch, Christine (Hg): Zwischen Herrschaft und Befreiung. Kulturelle, politische und wissenschaftliche Strategien. Münster, 154-165
- Bourdieu, Pierre 1993: Narzißtische und wissenschaftliche Reflexivität. In: Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hg): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a.M., 365-374
- Cremer-Schäfer, Helga/Resch, Christine 2012: „Reflexive Kritik“. Zur Aktualität einer (fast) vergessenen Denkweise. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Horlacher, Cornelis/Rathgeb, Kerstin (Hg): Kritik der Sozialen Arbeit – Kritische Soziale Arbeit. Wiesbaden, 81-105
- Dollinger, Bernd 2008: Reflexive Sozialpädagogik. Struktur und Wandel sozialpädagogischen Wissens. Wiesbaden
- May, Michael 2013: Reflexivität und Eigensinn. In: Bareis, Ellen/Kolbe, Christian u.a. (Hg): Episoden sozialer Ausschließung: Definitionskämpfe und widerständige Praktiken. Münster, 30-53
- Resch, Christine 2005: Berater-Kapitalismus oder Wissensgesellschaft? Zur Kritik der neoliberalen Produktionsweise. Münster
- /Steinert, Heinz 2003: Kulturindustrie: Konflikte um die Produktionsmittel der gebildeten Klasse. In: Demirović, Alex (Hg): Modelle kritischer Gesellschaftstheorie. Traditionen und Perspektiven der Kritischen Theorie. Stuttgart, 312-339
- /Steinert, Heinz 2011: Kritik: vom Schimpfen am Stammtisch über technokratische Verbesserungsvorschläge zur reflexiven Herrschaftsanalyse. In: Zeitschrift für kritische Theorie 32/33 2011, 111-135

Steinert, Heinz 1999: Reflexivität: Zur Bestimmung des Gegenstandsbereichs der Sozialwissenschaften. In: Glatzer, Wolfgang (Hg): Ansichten der Gesellschaft. Frankfurter Beiträge aus Soziologie und Politikwissenschaft. Opladen, 59-71

Widersprüche 2008: Wie (selbst-)kritisch ist die Theorie Sozialer Arbeit. Heft 108

– 2012: Sag mir Wie? Methodisches Handeln zwischen Heilsversprechen und klugem Takt. Heft 125

*Christine Resch, Institut für Gesellschafts- und Politikanalyse,
Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Goethe-Universität Frankfurt a.M.,
Grüneburgplatz 1, 60323 Frankfurt am Main
E-Mail: C.Resch@soz.uni-frankfurt.de*

**DIE
SINNE
SCHÄR-
FEN!!!
JETZT**

**TESTEN:
4 Ausgaben für 10 €**
Bestellungen: www.akweb.de

ak

analyse & kritik
Zeitung für linke
Debatte und Praxis